

Nr. 84. Bromberg, den 10. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(25. Fortsetzung.)

Nachher ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Die Clari-Marie gibt die Werkstatt auf."

Der Russi, ein achtzigjähriger Bauer, den sie am gleichen Tage auf der Straße traf, hielt sie an und meinte: „Nicht mehr schreinern willst, scheint's, du, Clari-Marie?"

„Ja", gab sie zurück, „es wird mir zu viel allein, und mit einem neuen Gesellen will ich mich nicht plagen."

„Hm, hm", brummte der andre, „das ist mir jetzt nicht recht, das ist es mir! Die Frau und die Kinder hast mir in die Särge getan, jetzt — jetzt — für mich hättest ihn wohl auch noch machen können!"

Da ging durch das Gesicht der Clari-Marie wieder der Schein, der für ein Lächeln gelten konnte: „Für dich mache ich ihn dann, den Sarg, schon weil du mir ein so guter Kunde hast sein müssen."

Aber der Russi war zäh und noch lange nicht am Tode. So blieb die Werkstatt geschlossen, und die vom Isengrund gewöhnten sich daran, zum Zurfluh zu laufen, wenn sie eines Schreiners bedurften.

Der Winter war schwer auf dem Land. Er begrub das Dorf unterm Schnee, daß alles gleich war, Felsen und Matten und Steintrümmer, Häge, Bäche und Hütten, alles weiß, und daß alles still war, das Wasserrauschen und das Hin und Her der Dörfler, das Gerede von den zwei Erschlagenen und das Jammern und Schimpfen des Löwenwirts, der noch den ganzen Herbst hindurch Hoffnung auf Gäste gehabt hatte. Wie die Maulwürfe auf den Feldern gruben sich die vom Isengrund wieder aus dem Schnee ans Tageslicht, stampften die Wege zurecht und lebten den kargen Winter nach alter Gewohnheit.

Im Zieglerhaus saßen die Clari-Marie und die Severina. Die Clari-Marie hatte hier und da einen Gang zu tun; manchmal war eine oder einer krank, zweimal ging Bluft auf, der an keine Jahreszeit gebunden ist, Menschenbluft, und mußte die Clari-Marie einem Weibe helfen, einen Menschen schmerzhaft zum schmerzhaften Leben zu bringen. Aber der Präses, der habliche Bauer, dem die Tochter krank wurde, holte den Jaun, den Doktor, zu ihr und nicht die Clari-Marie. Es war das erstemal, daß ein Einheimischer untreu wurde. Sie setzte die Lippen eng aufeinander, als sie es hörte, aber sie sagte kein Wort.

Die Severina besorgte das Haus, wie es ehemals die Cille getan hatte. Aber die Cille hatte die Einsamkeit lieb gehabt und war sie gewohnt; der Severina aber war es zu still im Haus. Sie saß eines Abends, als draußen wieder die schweren Flocken fielen, dicht und langsam, Schnee auf Schnee an den Fensterrahmen wachsend, als sollte ein Vorhang über die kleinen Scheiben gesponnen werden, am Ofen und hatte die Hände müßig im Schoß liegen. Sie war nie träge gewesen, obwohl sie nicht stark war mit ihrer engen Brust, den Gliedern, die wie aus feinem und fremdem Holz geschnitzt waren, und dem schmalen Gesichtlein, aber heute war ihr die Arbeit leid, weil das Herz ihr weh tat. Zu still war es im Hause, zum Erschrecken still. Die Clari-Marie war fort, im Dorf bei einem Kinde, das krank war; seit kurzer Zeit waren viele Kinder krank im Isengrund! Wenn die Clari-Marie fehlte, war es wie tot im Haus. Und selbst wenn sie hier war — zu still war es doch! Der Hansi war fort und kam nie mehr! Der lebte jetzt oben beim Kehle-Gisler, beim Lätz, in der gleichen baufälligen Hütte mit dem Alten; von seinem Taglohn lebte er, der Hansi, mit seiner Frau zusammen, der Claudi. In Bauen drüben hatten sie geheiratet. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, als sie auf einmal im Amtsblatt gestanden hatten! Jetzt hausten sie schon ein paar Wochen zusammen. Aber heim kam der Hansi nicht mehr, wegen der Base nicht. Die vergab ihm nicht, daß er das halbwilde Mädchen, dem Ungläubigen, dem Gisler seines genommen hatte! Hatte er so unrecht, der Hansi? Die Severina faltete die Hände am Knie und staunte vor sich hin. So unrecht hatte der Hansi nicht! Sie konnte sich die Claudi vorstellen, das braune zierliche Ding mit dem Kopf tief zwischen den Schultern und den klugen und warmen Augen. Sie war immer schon in der Schule eine zum Gernhaben gewesen. So war es nichts Verwunderliches, wenn der Hansi und die Claudi nun beisammen da oben in der Hütte saßen und einander gern hatten. Schön war es gar; überall, wo viel Liebe war, war es schön! — Darum war auch drüben, wo der Jaun und die Cille hausten, gut sein. Die Base Cille wußte nicht, was alles sie anfangen sollte, dem Jaun die Stube traulich und das Leben recht zu machen. Dafür sah er sie mit dem zerfahrenen Blick manchmal andächtig an und sagte: „Ihr seid doch eine Gute, Mutter." Der Jaun war ein Spaßiger! Manchmal stieß er auf allen Seiten mit den Ellbogen an, so ungelenk war er, und wenn er sprach, tat er es in abgehackten Sätzen, als müßte er immer wieder irgendwohin tief hinuntersteigen, um ein Wort heraufzuholen. Rot wurde er auch immer beim Reden. Bah, und manchmal nahm er einen bei der Hand und tätschelte einen, ganz in Gedanken, und hielt in Gedanken die Hand fest, weiß Gott wie lang! Aber viel mußte der Jaun im Kopfe haben! Er lernte auch noch immer. Aber — aber — er verdiente nicht viel, jetzt im Winter. „Mußt denn hausen, Mutter", hatte er jüngst einmal zur Base Cille gesagt und hatte ganz ängstlich dabei ausgesehen. Und dennoch war es heimelig drüben bei den beiden, und froh war sie, die Severina, daß sie jetzt und jetzt hinübergehen konnte! — Weil — weil es so still war im Haus, und die Base Clari-Marie so weit von einem weg war, selbst wenn sie in der Stube bei einem saß! Gut war die Base Clari-Marie, eine wundersame Frau, fast zu hoch für andre, — fast zum Fürchten, und doch wieder gut und doch wieder fremd! Es war nicht zum Heimischwerden bei ihr. Und sie, die Severina, war allein noch da, bei ihr! — — Wie lange war das nur schon, daß sie da war. Unzählige Jahre fast! Sie erinnerte sich kaum, daß sie einmal oben im Rottal gewohnt hatte! Bei den — bei Vater und Mutter! — — Ja, die waren auch immer fort, Vater und Mutter! — Nicht heim durften sie! Sie wohnten noch immer

im Schwyzerbiet! Der Jacki ließ sie nicht heimkommen, der alte, und andre nicht! „Sie sollen sich gewahren und fortbleiben", sagten die vom Isengrund je und je. — Sie kamen wohl nicht mehr, der Vater und die Mutter!

Die Severina saß lange an dem einen Fleck. Es war so über sie gekommen, daß sie mit offenen Augen träumte. Immer, wenn ein Gedanke sie verließ, kam ein andrer, und ein Bild schob immer das andre hinweg. Es dämmerte in der Stube und wurde dunkel. Sie hatte dessen kaum acht. Endlich wurden ihr in der Dunkelheit die Augen schwer, die Bilder verschwammen, der Kopf kam ins Nicken. Nun schlief sie schon fast. Da kam die Clari=Marie heim. Die Haustür knarrte laut genug, und der Flurboden schrie unter ihren Tritten.

Die Severina fuhr auf. Es war ihr ganz wirr zumut. Sie schüttelte mühsam die Schwere ab, die ihr in den Gliedern lag, tappte nach den Zündhölzchen und stand an der Lampe, als die Clari=Marie eintrat.

„Hast nicht einmal Licht?" fragte diese im Hereinkommen.

„Ich zünde just an", sagte die Severina entschuldigend. Der Clari=Marie schien nicht aufzufallen, daß sie müßig gewesen war. Sie nahm ihr Tuch ab und ging aus und ein hernach. Dabei sprach sie wenig. Nach dem Abendbrot saßen die zwei Frauen beisammen; aber die Clari=Marie war noch immer wortkarg. Einmal sprach sie davon, daß es den Anschein habe, als wolle an die Kinder im Isengrund eine erbliche Krankheit kommen. Sechs schon seien krank, und bei allen fänden sich dieselben Erscheinungen. Die Severina war hierauf voller Neugier und wollte das wissen und jenes. Aber die Clari=Marie schien mit den Gedanken plötzlich weit weg zu sein; sie antwortete kaum, langte dann das Heft hervor, in dem sie die Unkosten ihres kleinen Haushalts aufschrieb, setzte sich davor wie so oft und staunte hinein. Ein paarmal versuchte die Severina noch von dem und von jenem zu sprechen, aber die Truttmannin hörte nicht. Dann fiel das Schweigen wieder zwischen beide, das oft und oft über ihren Abenden lag. Die Severina hatte eine Arbeit zur Hand; anfangs stichelte sie tapfer, aber dann bedrängte sie die Stille wieder, das Heimweh packte sie nach denen, die fort waren. Die Tränen traten ihr in die Augen; immer mehr füllten sich diese. Nun hingen große Tropfen an ihren Wimpern. Die Clari=Marie sah es ganz zufällig, als sie einmal hinüberblickte.

„Wast hast?" fragte sie und klappte das Heft zu.

„Nichts", gab die Severina zurück; aber sie schluchzte leise auf, während sie die Tränen abwischte. Die Clari=Marie legte die festen Arme auf den Tisch und sah das Mädchen an. „Sag's doch", sagte sie ganz ruhig, „es ist dir langweilig bei mir."

Hat — hat er dich gern, der Jaun? sann die Severina.

*

Das kam nun wirklich, was die Clari=Marie gefürchtet hatte, das Kindersterben. „Was ist es denn, was sie haben?" fragte eine Frau, die keine Kinder hatte, die Nachbarin. „Was weiß ich", gab diese zurück; „die Clari=Marie selber weiß nicht, was für einen Namen die Krankheit hat."

„Und der Jaun?"

„Der? Ein Wort weiß der schon dafür, aber eines lateinisch oder griechisch oder weiß Gott wie, aussprechen kann es kein Mensch."

Die Clari=Marie ruhte nicht Tag und Nacht. Seit vier Tagen hatte sie keine Stunde Schlaf gehabt. Wenn sie durch die Gassen ging, sahen sie aus allen Häusern ihr nach. „Wo geht sie jetzt hin?" Und die, die ein Kleines oder gar mehrere krank liegen hatten, reckten die Hälse und hatten sehnsüchtige Blicke. Wird sie jetzt zu dir kommen? „Eine wie ein Engel ist die", tönte es wieder im Rücken der Clari=Marie wie früher schon. Die sagten es, die noch ihre Hoffnung auf sie setzten, und die andern sagten es, denen die Hoffnung schon zu Scheiter gegangen, deren Kindern die Clari=Marie hatte sterben helfen.

„So, — so — so," tröstete die Clari=Marie, wenn die kranken Kinder schrien. Das sagten andre Weiber auch. Aber diese da! Sie sang nicht, ihre Stimme war nicht einmal weich und zärtlich, sie klang fast stark, aber — lag es im Wort — im Ton — — weiß Gott worin, wie starker, kühler Friede wehte es einen an. „So — und jetzt beten wir", sagte sie dann; und sie ließ die Kranken die Hände falten und betete mit ihnen, die eignen festen Hände um die schwachen andern gelegt. Es war, als fließe Kraft aus ihrem Leibe in den der Kinder über, und Glaube aus ihrem Glauben ergieße sich in der Kinder Seele. Die Augen der Kleinen begannen zu leuchten, ein Rot der Freude huschte auf ihre Wangen, wie ein Sonnenfunken auf eine weiße Blume fliegt. Und mitten im Beten, mitten in einer plötzlich erwachten Freude sank manches zurück und war tot und hatte um den Mund noch ein Lächeln! So leicht hatte die Clari=Marie ihm das Sterben gemacht!

Selbst die ganz Kleinen, die noch nichts wußten und doch schon unbewußt sich gegen den Tod wehrten, wußte sie zum Schweigen zu bringen und einzuwiegen, daß sie Schlaf fanden, während sie sonst bei der Mutter bis zur Erschöpfung schrien.

„So — so — so!' Wenn die Clari=Marie in eine Stube trat, in der der kranke Säugling schrie, sprach sie das schon unter der Tür. Es war, als kennte sie jedes. Das Weinen wurde schwächer; es ging in Wimmern über, wenn sie das Kind aufnahm und es an sich hielt. Dann begann sie auf und ab zu schreiten. Manchmal hockten Bauer und Bäuerin und ein Haufen größerer Kinder am Tisch und in den Stubenecken und rührten sich nicht, sahen nur der Clari=Marie zu, wie sie mit dem Kleinsten auf und ab schritt, die breite, plumpe Gestalt, nichts Großes in der Erscheinung, nichts an sich, was anders war als an andern Weibern! Das schwarze schlichte Gewand, das bleiche, starke Gesicht dagegen schimmernd, die schwarzen Brauen und das silberige Haar und gerade ausfliegend, ruhig und scharf der Blick der grauen Augen! Stark war sie, die Clari=Marie, wie ein Turm war sie, wenn in der Stube das Elend saß. An ihr emporblickend bekam der Bauer wieder den steifen Nacken, der zum Lasttragen not tut, und die Bäuerin richtete sich an ihr auf! Wenn sie das schlafende Kind endlich ins Korbbett zurücklegte, fragten sie alle zaghaft: „Gehst schon?" Und wenn sie wirklich ging: „Was meinst, wird es leben?" und „Gelt, du kommst bald wieder?"

Ob sie leben würden, vermochte die Clari=Marie von den Kleinen nicht zu sagen. Ihre Kunst versagte, und sie wußte es. Aber von allen im Isengrund ahnte keines, daß mit jedesmal, da wieder ein Totes in einem Hause lag, die Clari=Marie wie ein Messer im Herzen trug: „Wieder hast nicht helfen können! Wieder nicht! Ja, kannst du denn nichts mehr?"

Da ging auf einmal ein Gerede durchs Dorf. Von des Präses Haus ging es aus. Dem war ein zehnjähriger Bub krank geworden, und er hatte wieder den Jaun, den Doktor, geholt. Jetzt, vier Tage später, lag der Bub, den vorher die Fieber geschüttelt hatten, in ruhigem Schlaf. „Er wird gesund", hatte der Jaun gesagt, „gutstehen will ich Euch, daß er gesund wird!"

Darauf der Präses: „Ja, und getraust du dich, jedes gesund zu machen von den Kindern, die jetzt an der Krankheit liegen?"

„Wenn ich rechtzeitig gerufen werde, ja!"

„Der Jaun, der Doktor, kann es. Helfen kann er!" Vom Dorfende kam das Wort und fuhr wie ein Sturm durchs Dorf. Jetzt liefen alle zum Jaun, zum Doktor, nicht offen, nicht auffällig. Hinten herum schlichen sie. „Könntest auch zu mir kommen, Jaun!" sagten sie, „das Kind ist krank; aber könntest schon kommen, wenn es dunkel ist, daß die Clari=Marie nicht davon hört. Sie hat es nicht gern, die Clari=Marie, und wir sind ihr Dank schuldig — wir —"

„Schon recht", sagte der Jaun, und kam im Dunkeln. Es starben noch zwei Kinder im Dorf nachher, zu denen er zu spät gekommen war.

Aber die Clari=Marie hörte es doch und erfuhr es doch. Sie stand am Fenster ihrer Kammer, wo sie allein war, und riß das Fenster auf, daß der eiskalte Winterwind hereinfuhr und mit rauhem Schlag ihr Stirn und Wangen traf. Sie stand aufrecht und sah sich um. Die Häuser standen fest und die Berglehnen und die Felsen! Es war nichts mit dem Wanken, das sie empfand! Und sie nahm sich zusammen und sagte sich's vor, fest, tapfer: „Das Wanken! Das ist nur in deinem Leben — das Beben! Und jetzt — diesmal — jetzt mußt wissen: Mit deiner Kunst ist es nichts! Du kannst nichts, Clari=Marie. Es ist jetzt einer im Isengrund, der mehr kann als du!"

(Fortsetzung folgt)

Der Doktor, der ein Dieb war.

Eine wahre Geschichte aus Chikago von **Kurt Miethke.**

Um vier Uhr hatte der Polizeipräsident von Chikago das Beweismaterial dafür in der Hand, daß Doktor Burns an dem großen Juwelendiebstahl beteiligt war, der die Stadt vor einer Woche in Aufregung versetzt hatte. Auch daß das wertvollste Beutestück, ein Brillantenhalsband, in der Wohnung des Doktors versteckt lag, hatte er erfahren.

Vier Uhr fünf donnerte das Panzerauto der Polizei aus dem Tore des Präsidiums. Zehn Minuten darauf sprangen bewaffnete Polizisten vor dem Hause des Doktors auf die Straße und umzingelten die Villa im Laufschritt.

Belling, der Polizeipräsident, schritt, begleitet von zwei Schutzleuten, die paar Stufen hinauf, die zur Haustür führten, und klingelte.

Eine Krankenschwester öffnete und erbleichte beim Anblick der Diener des Gesetzes. Die Frage, ob Doktor Burns „zu sprechen" sei, bejahte sie durch ein stummes Nicken.

Belling klopfte hart an die Sprechzimmertür und öffnete, ohne auf das „Herein" des Arztes zu warten.

Dieser erschrak ersichtlich und begriff sofort, um was es ging.

Belling legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte kurz: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!"

Doktor Burns verbeugte sich leicht und wies auf den Patienten hin, den er gerade in Behandlung hatte: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Doch bitte ich, meiner Pflicht als Arzt noch so weit nachkommen zu dürfen, daß ich diesen Patienten fertig behandeln darf."

Der Patient wimmerte leise, und seine Gesichtsfarbe war aschgrau. Er lag mit nacktem Oberkörper auf einem Operationsstuhl, und Binden umgaben seinen Arm.

„Wie lange wird das noch dauern?" fragte Belling.

„Fünf Minuten, doch können Sie der Behandlung beiwohnen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Versuch machen werde, zu entkommen. Es handelt sich in der Tat nur noch darum, den Gipsverband für diesen gebrochenen Arm herzustellen, eine Augenblickssache."

„Also los!" rief Belling und zog seine Uhr. Dann beobachtete er den Arzt bei seiner Tätigkeit genau.

Fünf Minuten später wusch sich Doktor Burns bereits die Hände, zog seine Jacke an und forderte die Krankenschwester auf, dem Kranken beim Anziehen behilflich zu sein. Als dies geschehen war, wurde den im Wartezimmer sitzenden Patienten mitgeteilt, daß die Sprechstunde abgebrochen sei und daß sie alle visitiert werden müßten.

Einige protestierten sehr energisch, aber das half ihnen nichts; sie wurden alle untersucht, selbst der Patient mit dem gebrochenen Arm, die Krankenschwester und selbstverständlich auch der Doktor.

Gefunden wurde nichts. Auch die Haussuchung brachte nicht das Geringste zu Tage, worüber Belling nicht wenig ärgerlich war. Er ließ das Haus unter Bewachung zurück, packte den Räuberdoktor in das Panzerauto und fuhr mit ihm zum Polizeipräsidium zurück. Dort begann er ein eingehendes Verhör, das ihn indessen nicht ein bißchen weiter brachte.

Der Doktor rekelte sich auf seinem Stuhle, während Belling versuchte, etwas aus ihm heraus zu bekommen.

„Wenn Sie etwas wissen", sagte Burns zynisch, „warum fragen Sie mich dann noch? Wenn Sie behaupten, das Diamantenhalsband sei bei mir versteckt, so finden Sie es! Ich schwöre Ihnen: Das Diamantenhalsband ist nicht in meinem Hause. Sie können es noch zehnmal durchsuchen lassen und werden es nicht finden."

Der Doktor wurde in eine sehr sichere Zelle gebracht, wo er es sich so gemütlich machte, wie das in einer Gefängniszelle nur möglich ist. Denn er war ja sicher, daß man das Diamantenhalsband nie finden würde. Konnte er es doch selbst unter den Augen des Polizeichefs der Stadt Chikago in Sicherheit bringen!

Er hatte nämlich einen telephonischen Zuruf erhalten, der ihn warnte. Gleichzeitig war ihm vom Haupt der Striblingbande, der auch er angehörte, ein Mann als „Patient" zugeschickt worden, den er sofort in Behandlung nahm. Er umwickelte seinen Arm mit Binden und bereitete einen Gipsbrei, um darauf einen Verband herzustellen.

Als die Polizei kam, brauchte er nur noch den Gipsbrei seiner Bestimmung zuzuführen.

Und damit auch das Halsband, das darin verborgen war.

Jetzt, während er in der Zelle saß, spazierte Jonny, der kerngesunde Patient mit einem kerngesunden Arme, wohl bereits dem Versammlungslokal der Striblingerbande zu, wo man den inzwischen erhärteten Gips sorgfältig auseinander klopfen würde, um das ungeheuer wertvolle Diamantenhalsband hervorzuholen.

Doktor Burns rieb sich die Hände, als er an den gelungenen Streich dachte. Und der Polizeipräsident Belling lief ärgerlich in seinem Amtszimmer umher.

Hätte die Geschichte nicht noch eine Pointe, die Rollen wären wohl nie vertauscht worden.

Sie wurden aber noch in der nächsten halben Stunde vertauscht, denn die Geschichte hat tatsächlich noch eine Pointe.

Diese Pointe tauchte in Form einer weggeworfenen Bananenschale auf. Sie lag mitten auf dem Fußweg.

Ein Mann mit einem Gipsverband am Arm kam fröhlichen Gesichts daher geschritten und sah die Pointe nicht liegen. Trat darauf, rutschte aus und fiel ganz fürchterlich hin. Und zwar fiel er gerade auf den Arm mit dem Gipsverband.

Diesmal brach er sich wirklich den Arm. Und mit dem Arm zerbrach der Gipsverband, der indessen wirklich erhärtet war.

Der Schutzmann, der den Unfall beobachtet hatte, sprang hilfreich zu, um dem Verunglückten beizustehen, und das war des Schutzmanns Glück. Denn er sah zwischen den zerbrochenen Gipsteilen etwas schimmern, und als er sich bückte, um besser sehen zu können, erkannte er die großen Diamanten des Halsbandes, das seit einer Woche von der Polizei gesucht wurde.

Da wußte der Schutzmann, daß er nächstens zum Sergeanten befördert werden würde, grinste, lud den fluchenden Jonny in ein Auto und brachte ihn samt zertrümmertem Gipsverband und Diamantenhalsband auf die Polizei.

Jetzt aber läuft Doktor Burns wütend in seiner Zelle umher, während Polizeipräsident Belling sich vergnügt die Hände reibt.

Jonny aber liegt wimmernd auf einem Operationstisch und bekommt von dem Polizeiarzt einen ganz gewöhnlichen Gipsverband, diesmal jedoch ohne Diamanten . . .

Pantschui.

Aus einer Ostsibirienfahrt.

Von Joseph M. Velter.

Im Oberlauf des Tudawaku, dort, wo er das kleine Flüßchen Tesydagu aufnimmt, geschah es, daß ich Zeuge einer jener Tragödien wurde, wie sie in dieser Art wohl nur die weltferne, unermeßliche Wildnis der unerforschten ostsibirischen Taiga kennt und immer wieder sieht. Stumm, ungerührt und endlos hingebreitet dehnt sich die Urwaldödnis aus und breitet grausam undurchdringliches, ewiges Schweigen über Elend, Not und Tod der kleinen Menschen, die es wagen, gleich winzigen geschäftigen Insekten sich in ihrem unberührten Reich zu bewegen, eine lächerliche kurze Weile, bis Nacht und Tod den törichten unbedeutenden Zwischenfall beenden und über dem Verlorenen die Zweige uralter Bäume rauschen und raunen, wie dies jahrtausendelang geschah und geschehen wird.

Nicht weit von der Einmündung des Tesydagu war es, daß ich auf dem Ritt ins Quellgebiet des Tudawaku mit meinem Gefährten Imguill inmitten des tiefsten, auch tagsüber stets dämmrigen Urwaldes auf einen Menschen traf, den uns das Glas aus einiger Entfernung schon als Chinesen erkennen ließ. Mit erhobenen Armen warf der Mann sich nieder, vor einem hohen Wesen offensichtlich, das wir nicht sahen. Vorsichtig schlichen wir näher, um das Gebaren des merkwürdigen Gesellen besser beobachten zu können. Es gelang uns, gedeckt durch hohes Waldriedgras und dichte Zweige rankenden wilden Weines, der über Ahorn und daurische Linden, über Schwarz- und Goldbirken kletterte, bis auf wenige Schritte heranzukommen.

Der Chinese mochte sechzig Jahre alt sein. Ein zerfurchtes, fast zerrissen wirkendes Gesicht zeigte trotz der jetzt fast ekstatisch gespannten Züge, wie sehr Not, Elend und grausame Enttäuschungen das Leben dieser armen Kreatur erfüllt hatten. Bekleidet war der Alte mit fast zerfallenden blauen Lumpen, auf den Knien trug er ölgetränkte Schützer, und auch rückwärts am Gürtel hing ein großer Fetzen ölgetränkten Stoffes als Schutz vor Tau und Bodennässe. Er trug keinerlei Waffe. Kein Zweifel mehr, wir hatten einen Schenschensucher vor uns, einen jener Chinesen, die ihr Leben in der ussurischen Taiga verbringen, jahraus, jahrein auf der Suche nach dem geheimnisvollen, zauberhaften, lebenspendenden Pantschut, der Schenschenwurzel.

Wie soll man dem Europäer den Wert dieser Wurzel klar machen? Auch bei uns gab es eine Zeit, in der eine Zauberwurzel die Gemüter in ihren magischen, gespenstischen Bann zog. Das war im Mittelalter, als die geheimnisvolle Mandragora, die menschenähnliche Alraune, unter den Galgen der Gehenkten sproßte.

Das Pantschut ist aber noch viel mehr als Zauber. Aus ihm braut die chinesische Medizin einen Lebenstrank, verwertet ihn zu Pillen und Schnäpsen, nicht ohne denjenigen, der das Mittel zu sich nimmt, mit tausend geheimnisvollen und frommen Satzungen zu binden und zu verpflichten.

Ein ganzer Schatz von Sagen und Legenden umspinnt das Pantschut, die zarte, kostbare Pflanze, die so empfindlich ist, daß eine einzige kleine Verletzung — und sei es nur durch ein winziges Insekt — sie zum Absterben bringt. Für den Chinesen aber bedeutet sie keine Pflanze, sondern ein göttliches Wesen, das diese gespenstische und seltsame Form angenommen hat, um sich auf diese Weise besser allen Verfolgungen der Bösen zu entziehen. In verborgensten Tiefen, in versteckteſten dunklen Schluchten der menschenleeren Taiga haust nun das Wesen, das nur dem Reinen nach jahrelangem Suchen, nach einem frommen und wohlgefälligen Lebenswandel sich zeigt und offenbart.

Kein Wunder also, daß der alte Chinese sich völlig verzückt gebärdete. Vor ihm hoben sich die zarten, fünffingrigen Blätter des Schenschen, das Ziel jahrelanger Sehnsucht, der Lohn für unvorstellbare Qualen des Hungers und des Durstes, die Vergeltung für die überstandenen Gefahren der Wildnis mit ihren Tigern, Wölfen und den tausendfachen Bedrohungen durch Verirren, durch Kälte, Wasserflut und alles vernichtende Stürme.

Nun würde sich das Glück endlich für alle Zeiten an die Ferse des Finders heften und der Erlös aus dem Verkauf der Wurzel den Grundstock für ein sorgenfreies Alter legen.

Der Chinese warf sich nieder: „O, verweile, Pantschut", flehte er, „rein ist meine Seele, ohne Fehl, ohne bösen Hinterhalt sind meine Gedanken. Verweile, du Hort des Friedens, Herrscher über jegliches Geschöpf."

Dann erst begann er, mit einem langen beinernen Stäbchen langsam, unendlich vorsichtig das Erdreich zu lockern und abzutragen, um ganz allmählich die Zauberwurzel freizulegen, um deren Besitz das Zwanzigfache ihres Gewichtes in reinem Gold bezahlt wird.

Atemlos, unbemerkt, sahen wir dem Alten zu, der wie in einem Rausch arbeitete und doch jede seiner Bewegungen mit unendlicher Vorsicht, mit Hingabe und heiliger Scheu ausführte. Wir rührten uns auch dann nicht, als nach mehr als einer Stunde die Wurzel völlig freigelegt war und der Alte sie mit zitternden Händen aus dem Erdreich hob. Er betrachtete sie verzückt. Sie hatte die so sehr ersehnte menschenähnliche Gestalt und mochte neun Lan, das sind etwa dreiviertel Pfund, wiegen. Noch ein glühendes Dankgebet sprach der Finder, dann erhob er sich, auf seinen langen Stock gestützt, und ging.

Vorsichtig folgten wir ihm. In einer kleinen, elenden Holzhütte verschwand er, vor der ein primitives Gebetshäuschen stand, wie man sie von Zeit zu Zeit an den Pässen des Sichota Alin trifft. Auf roten Tuchfetzen wehten fromme Inschriften im Winde.

Wir brachten es nicht über uns, den Chinesen in seinem Glücke zu stören, und beschlossen, ihn einige Tage später aufzusuchen. Die Hoffnung, in der Umgebung eine weitere Schenschenwurzel zu finden, würde ihn noch wochenlang an dieser gesegneten Stätte festhalten.

Es kam anders. Aus den drei Tagen, die wir fern bleiben wollten, wurden drei Wochen, in denen wir uns im Höhlengebiet des Tudawaku im eigentlichsten, unangetasteten Reiche des Mandschu-Tigers festgehalten sahen. Über unseren Nöten und Sorgen aber hatten wir den Alten vergessen.

So traf es uns wie ein Schlag, als wir ihn auf unserem Rückmarsch nicht weit von seiner Hütte fanden, ausgestreckt, mit dem Gesicht am Boden liegend, tot, rücklings erschossen. Seine Wurzel, der kostbarste Schatz, Traum und Erfüllung seines armseligen Daseins war es, die ihn das Leben gekostet hatte.

Ein Promyschlennik, ein Waldbandit, hatte ihn vielleicht lange schon beobachtet und nun, da er ihn im Besitz des Pantschut sah, meuchlings umgebracht, wie er es vorher schon wer weiß mit wie vielen anderen Schenschensuchern und Zobeljägern kaltblütig getan hatte.

Wer war der Mörder? Wer der Chinese?

Die Taiga schweigt.



Bunte Chronik



* **Das Vorbild des Teddybären.** Der Teddybär, dieses beliebte Spielzeug der Kinderwelt, hat ein lebendes Urbild in dem Koala, dem australischen Bären, der vor allem im Südosten Australiens ziemlich häufig ist. Es ist ein kleines harmloses Tier, bis zu 30 Zentimeter Höhe, welches sich nur von den Blüten und Früchten des „weißen Gummibaumes" und des „Sumpfgummibaumes" zu ernähren pflegt. Der Koala ist im allgemeinen ziemlich dumm und träge. Er lebt Tage lang auf demselben Baume und hockt teilnahmslos auf demselben Platze, sich nur bewegend, wenn er Hunger verspürt. Wegen seiner Langsamkeit ist es auch den Eingeborenen verhältnismäßig leicht möglich, den Koala, den sie wegen seines wohlschmeckenden Fleisches sehr schätzen, zur Strecke zu bringen. Da jedoch die australische Regierung befürchtet, daß der Koala ganz ausgerottet werden könnte, hat sie ihn unter ihren Schutz gestellt und die Jagd auf ihn vollkommen verboten. In der Gefangenschaft wird der Koala sehr leicht zahm. Er wird, wenn er gut behandelt wird, so treu und anhänglich wie ein Hund. Übrigens ist der Koala ein Tier, das sich nicht akklimatisieren kann. Mehrfache Versuche, ihn zu exportieren und in zoologischen Gärten zu halten, schlugen fehl, und die importierten Tiere gingen nach kurzer Zeit wieder ein.

*

* **Spiegel als Vogelfänger.** Um die Tauben in London zu verringern, ist behördlicherseits ein ausgedehnter Fang dieser Vögel veranlaßt worden. Man macht sich dabei die Eigenart der Tauben zunutze, die beim Auffinden von Nahrungsmitteln diese sehr schnell verschlingen, bevor ein anderer Vogel kommt. Man stellt nun an den Ort, wo die Tauben sich gewohnheitsmäßig niederlassen, einen Spiegel auf und die Tauben vermuten in ihrem Spiegelbild eine zweite und konzentrieren ihre ganze Aufmerksamkeit auf schnellste Vertilgung der Nahrung, so daß sie leicht gefangen werden können.

Lustige Rundschau



* **Seine Niederlassung.** Ein Schutzmann findet nachts einen Herrn, dem der Zylinder heruntergefallen ist, in einer Straßenrinne. „Wie kommen Sie hierher?" herrscht er ihn an. „Ich, ich hab' mich hier als Rechtsanwalt niedergelassen . . ."

*

* **Dann natürlich.** „Also hier hat die gnädige Frau den Autounfall gehabt? Wie kam das?" — „Sehen Sie den großen Eckstein dort vorn?" — „Ja!" — „Die gnädige Frau sah ihn nicht."

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.